

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 12

Rubrik: Weltwochenschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

bekommen! Und für Liselottchen wäre das schöne Gummitier. Wenn sie im Badewasser saß. Sie konnte ohnedies nicht genug Dinge finden, die sie mit sich in die Wanne nehmen konnte, damit sie auch „fauba“ würden.

Frau Rätke befam glänzende Augen. Wenn Liselotte so ein Gummitier . . . Aber plötzlich war es ihr, als hörte sie Herberts Stimme: „Du sollst heute für dich etwas kaufen!“ Gehorsam wandte sie der Spielwarenhandlung den Rücken. Und sah nicht mehr zurück.

„Also Seidenstrümpfe“, dachte sie. Sie stand im Laden. Die Verkäuferin zeigte ihr hauchdünne Gewebe in allen Schattierungen. „Ja, ja, sehr schön“, meinte Frau Rätke zerstreut und dachte dabei an das Gummitier. Dann verließ sie den Laden . . . Nichts erschien ihr passend. Sie eilte zu dem Lederwarengeschäft, wo ihr entzückendes Täschchen im Schaufenster lag. „Wertwürdig“, dachte Frau Rätke, mit welchen Augen habe ich denn bloß gesehen? Gar so schön ist die Tasche ja gar nicht. Man soll sich wirklich die Dinge zweimal ansehen, ehe man — —“ Und sie kaufte die Tasche überhaupt nicht.

Zögernd schritt sie weiter. Immer weiter entfernte sie sich von der Spielwarenhandlung, immer mehr. Wenn man bedenkt, welche Freude man so einem kleinen Kerl mit dem heißersehnten Roller machen könnte. Sie sah im Geiste den Jungen dahersaufen, mit fliegenden Vöckchen um das glückliche Kinder gesicht. Als sie mit ihren Gedanken an diesem Punkt angelangt war, machte Frau Rätke kehrt und ging so schnell sie gehen konnte den Weg zurück.

„Ich möchte doch wissen, ob ich mir an meinem Geburtstag nicht das kaufen dürfte, was mir Freude macht“, dachte sie. Unter dem einen Arm den Kinderroller, unter dem anderen das Gummitier, so eilte sie glücklich nach Hause.

Weltwochenschau

Verschlechterte außenpolitische Lage der Schweiz.

Mit der deutschen Eroberung Oesterreichs hat sich unsere Lage im Zentrum Europas sehr verschlechtert. Von Basel über den Bodensee bis zum äußersten Zipfel Graubündens im Osten und unten herum bis zum Montblanc sind wir sozusagen zwischen die zwei fascistischen Großmächte eingeklemt. Die Grenze gegen Frankreich mißt weniger als die Hälfte der deutschen und italienischen zusammen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß wir in einem Kriege Frankreichs gegen Italien-Deutschland für jede Gruppe eine begehrenswerte Aufmarschposition bedeuten müßten, denn für beide bildet ein Teil unseres Gebietes eine Art Sporn ins feindliche Land.

Die bundesrätliche Sitzung bei Anlaß der schlimmen Nachrichten aus dem Osten soll erwogen haben, daß Oesterreich vielleicht formell als selbständiger Staat weiter existieren werde. Vielleicht? Wir glauben nicht an dieses „Vielleicht“. Die Idee des „totalen“ Reiches kann keine Sonderposition Wiens dulden. Wir haben die Verlängerung der deutschen Grenze von Lindau bis südlich des Inn zu notieren und uns keinerlei Illusionen hinzugeben.

Erleichtert könnte unsere Lage werden, wenn sich die beiden fascistischen Mächte wieder trennen, wenn Italien den Ausgleich mit Frankreich finden würde. Und wenn wir dabei annehmen dürfen, die beiden lateinischen Staaten seien an unserer Fortexistenz interessiert und es drohe von ihrer Seite keine Gefahr. Allein dieser Fall scheint auf lange Sicht nicht mehr möglich zu sein. Die Bildung des fascistischen Blocks, die Dauer der Achse Rom-Berlin wird für Italien nun zwangsläufig, seit Deutschland bis zum Brenner reicht. Italien kann Deutschland am Brenner nur noch als Freund sehen und wird ihm folgen müssen, was auch Berlin unternehme.

Damit ist aber auch gesagt, wovon wir abhängen: Von der Erwägung Mussolinis, der Brenner als Übergang von Italien nach Deutschland ge-

nüge, und es brauche nicht auch noch deutsche Wachtposten auf dem Gotthard und den übrigen Schweizerpässen. An dem Tage, da sich die Diktatoren etwa einigen sollten, Tessin, Wallis und Graubünden an Italien, das Uebrige an Deutschland fallen zu lassen, wüßten wir, was es geschlagen.

Für uns ist nun außer der materiellen Wehrbereitschaft, die in erhöhtem Maße gefördert werden muß, vor allem die innere Einigkeit Gebot der Stunde. Oesterreich brach zusammen, weil die Regierung keine Basis im Volke besaß. Das Land ist keineswegs ärmer als die ebensobergige Schweiz. Aber mit einem miserablen inneren Markt, einer Arbeiteraufkraft trauriger Art, die von den entrechteten Massen nicht verbessert werden konnte, demzufolge bäuerliche Einkommen nahe am Elendstatus, einer Wirtschaftslage, die trotz guter Exportmöglichkeiten nicht besser werden wollte, konnte Schuschnigg Oesterreich nicht für sich gewinnen. Hoffentlich begibt die Schweiz sich nie mehr auf Deflationswege. Sie wären „österreichische Wege“.

Hitler erobert Oesterreich.

Der Widerstand Schuschniggs gegen die nazistische Infiltration steigerte sich zum Entschluß, durch eine Volksabstimmung zu beweisen, daß die Mehrheit des Volkes heute nicht zum Reiche wolle. Es wurde Fühlung nach links genommen, die Wiedererstattung gewisser Rechte an die Arbeiter erwogen. Die Frist für solch spontane Abstimmung war echt fascistisch angelegt: Keine Woche sollte den Nazis mehr zur Agitation vergönnt sein. Und echt fascistisch war die Bestimmung, nur alle mehr als 24jährigen Oesterreicher sollten abstimmen dürfen. Die jüngste Jugend also nicht. Das heißt gerade der am meisten nazistisch verfeuchte Teil des Volkes.

Schuschnigg hatte nicht mit den viel totaleren Nazis in Berlin gerechnet. Volksabstimmung? Ueberrumpelung Hitlers und seiner Anhänger? Es erfolgte nach einigen Tagen eifigen Schweigens das Ultimatum an den Kanzler, die Abstimmung abzusagen. Und Schuschnigg sagte ab, öffentlich. Das war eine unheilbare Diskreditierung vor den eigenen Anhängern, die nun in Massen zu den Nazis übergingen, nachdem die Fahnenflucht schon vorher angefangen.

Es erfolgte unmittelbar darauf das zweite Ultimatum: Schuschnigg hat zu demissionieren und ein Kabinett Senß-Inguart wird gebildet. Und Schuschnigg demissionierte, das Nazi-Kabinett konstituierte sich mit größter Präzision, die Nazis gingen auf die Straße, die Beamten demissionierten in Massen und machten den bligartig ernannten Nachfolgern Platz.

Das war indessen nicht genug: Senß fürchtete, es möchten Widerstände entstehen, von der Heimwehr, von den Arbeitern organisiert oder gar von der österreichischen Armee oder legitimistisch geführten Armeeteilen. Darum „erbat“ er von Hitler den Einmarsch deutscher Truppen. Und die Truppen kamen. Nach Salzburg, nach Innsbruck, nach Steyr, nach Wien, und weiterhin nach allen größeren Ortschaften der österreichischen Länder. Die nationalsozialistische Anhängerschaft demonstrierte in wahren Freudentaumel, und der Haufe der Angsterfüllten unter den Gegnern übersteigerte diesen Taumel, lernte das Ueberlaufen und den Hitlergruß und vermehrte die demonstrierende Masse. Es hatte den Anschein, als erlebe wirklich das österreichische Volk seine „seligste Freude“, wie es in Hitlers Proklamation hieß.

Die ersten Führer der NSDAP, die in Wien erschienen, lassen Düsteres für die ehemaligen Roten, die Führer der vaterländischen Front, die Legitimisten und die Viertelmillion österreichischer Juden ahnen. Es waren die Herren Himmler, Chef der SS, Heydריך, Chef der Schutzpolizei, und Daulege, Chef der Ordnungspolizei. Was das Handwerk der drei Männer bedeutet, weiß die Welt, und die Oesterreicher wissen es auch. Eine Reihe von Funktionären der Front hat sich darum nach dem tschechischen Preßburg geflüchtet, wie seinerzeit die

Schutzbündler. Schuschnigg ist geblieben, aber bis jetzt nicht verhaftet worden.

Vor einem halbdutzend Jahren würde ein solcher deutscher Einmarsch in Oesterreich den *Casus belli* bedeutet haben. Mussolini wäre marschiert, Frankreichs motorisierte Divisionen wären ins Rheinland eingefallen, die Tschechen und Jugoslawen hätten sekundiert und mit den Großmächten zusammen gearbeitet. Heute bleibt alles still. Das heißt, es wird ein französischer Protest wegen Verletzung des Versaillervertrages und ein ebensolcher Englands in Berlin angebracht und dort zur verächtlichen Kenntnis genommen. Sonst passiert nichts.

Warum nicht? Das ist die Frage. Frankreich weiß, daß in den Friedensschlüssen von 1919 ein Grundfehler begangen wurde: Das Verbot des österreichischen Anschlusses an das Reich. Seit der Rheinlandbesetzung rechnete man bei den Westmächten auf den Tag des „deutschen Zusammenschlusses“. Daran rüttelte seit langem keine Verufung auf unterschriebene Verträge. Trotzdem würde Frankreich auf den Vertrag pochen und marschieren, müßte es nicht fürchten, auf *l'Ein* zu stehen, und . . . gegen zwei! Denn England macht nicht mit. Eden ist abgetreten, und es ist nicht einmal sicher, ob Eden mitgemacht hätte. Und Italien macht selbstverständlich nicht mehr auf Frankreichs, sondern auf Hitlers Seite mit.

Die nächste Sorge taucht am Horizont auf: Wenn die Feste, die Hitler in den österreichischen Städten feiert, der Triumphzug über seinen Geburtsort Braunau, über Linz und Wien nach Graz, vorüber sein wird, wenn die deutschen Truppen an der Südgrenze Böhmens und Mährens eingestiegen sind, was *was* *et* *der* *Tschechoslowakei*? Wir brachten vor drei Monaten in der „B. W.“ die Darstellung eines Eingeweihten, wonach der deutsche Generalstab nach Versicherung der österreichischen Waffenhilfe noch in diesem Frühjahr die Tschechei angreifen werde. Der erste Teil des Programms wäre abgewickelt, und der zweite könnte beginnen. Der weitaus fürchterlichere! Denn die Tschechen werden sich wehren. Europa wird zuerst von den subetendischen Versuchen hören, sich Autonomie zu erkämpfen . . . und dann . . . von einem Hilferuf Konrad Henleins, und hernach vom Einmarsch.

Es ist heute nur noch England, das diesen Einmarsch verhindern kann. Von Rußland spricht kein Mensch mehr. Aber England hat vielleicht im Falle Oesterreich dem scheidenden deutschen Botschafter von Ribbentrop direkt versprochen, Hitlers Einmarsch zu dulden. Wer weiß das! Ebenso wie man Verrat in Frankreich vermutet: Fast auf den Moment des deutschen Einmarsches in Oesterreich brach in Frankreich die *Ministerkrise* aus, *Chautemps* ging, *Blum* will ein Volksfrontkabinett, nach links und rechts erweitert, zimmern . . . für die Dauer der Krise aber hat Hitler in Oesterreich freie Hand!

Es steht schlimm mit dem demokratischen Europa. Sehr sinnfällig wird dies in Spanien demonstriert: *Francó* durchbricht mit italienischen Divisionen die *Aragónfront* und bedroht die Küste . . . und dies gleich bei Beginn des italienisch-britischen Gesprächs . . . ! —an—

Kleine Umschau

Ein Stück Weltgeschichte hat auch uns Berner aufgewühlt: das tragische Schicksal Oesterreichs. Wer die Zertrümmerung des alten Oesterreich im Verlaufe des Weltkrieges, zu dem die eigenen Völkerschaften reichlich Hand boten, miterlebt hat, und wer das vorkriegliche Wien und Oesterreich gekannt hat, dem greift das Geschehen wirklich ans Herz. Aber eine große Freude, die uns mit berechtigtem Stolz erfüllt, konnten wir bei unserer Jugend erleben: kein junger Mann, der nicht als erste Reaktion an den Schutz unserer Grenzen dachte und mit Ueberzeugung ausrief: „Wir lassen niemand zu uns herein!“ Ein eifriger Leser der Berner Woche erzählte, wie in seiner Pension niemand ans Mittagessen dachte: Jeder ging sein Gewehr auf seine Zuverlässigkeit revidieren. Und die gleiche Stimmung traf man in der ganzen Schweiz.

Wieder sind wir im Weltgeschehen um einen Schritt weiter gerückt. Aber die kleine Umschau ist nicht der Ort, tiefgründige weltpolitische Reflexionen anzustellen. So wenden wir uns denn andern Dingen zu.

Vor einigen Tagen wurden in einer Zeitung sechs Rezeptbücher des Michael Schüpbach, Arzt in Langnau, aus den Jahren 1774 bis 1798 zum Verkauf ausgeschrieben. Wer solches seiner Sammlung einverleiben kann! Gewiß ermöglichen die Rezepte so etwas wie einen Wiederholungskurs, nämlich was Schröpfen, Aderlassen, Blutegelansetzen, Kräutertees usw. anbetrifft. Denn all diese Dinge erleben heute wieder ihre Auf-
erstehung, und zwar in der Hand der Schulmedizin. Aber, erzählte mir einstmal eine Langnauerin, der Michael Schüpbach hat die Leute, die von nah und fern zu ihnen kamen, hauptsächlich durch „seelische Einwirkung“ kuriert, und das äußerliche war meist nur Mittel zum Zweck. Ist da einstens ein Engländer zu ihm gekommen, der behauptete, es drehe sich ihm ein großes Rad im Kopf herum. Was tat Michael Schüpbach? Er ließ vor den Augen des kranken Engländers einen Leiterwagen einen Abhang hinunter sausen, so daß die Räder sich unterwegs lösten und mit Gepolter weiter rollten, jedes nach einer andern Richtung. „Das sind die Räder aus Eurem Kopf“, sagte Schüpbach zum Engländer, der verblüfft dem lärmenden Vorgang zuschaute. Und wirklich waren die Kopfschmerzen des Herrn wie auf einen Schlag verschwunden. Die Langnauerin mußte dann noch allerhand Geschichten zu erzählen, wie der Michael Schüpbach Leute, die ihn auf's Eis führen wollten, selber zu Fall brachte, und wie er die Gnädigen Frauen, die sich alle möglichen Krankheiten einbildeten, gesund machte, und noch so vieles, vieles, das nicht in seinen Rezeptbüchern stehen dürfte und das zu denken gibt, hat doch dieser Menschenkenner, der heute als Kurpfuscher verfolgt werden dürfte, den innigen Zusammenhang zwischen Körper und Seelenleben erkannt. —

Ansonsten sind wir wieder in die Saison der Modeschauen eingetreten. Eine Schau folgt der andern, und unsere Frauen sind vorläufig mit deren Besuch vollauf beschäftigt. Das sei fein, versichern sie, wie ein schönes Kleid uns andere vorgezeigt und auf's graziöseste vorgeführt werde. Alle Altersunterschiede seien ausgewischt, und die Matronen würden zu Backfischen! Also denken die Zuschauerinnen, während sie an ihrem Täschchen Leeren nippen und eine Patissierie zerstückeln. Anders aber siehts hinter den Coulissen, allwo die Mannequins die Kostüme wechseln müssen, aus. Da entbrennt nicht selten ein Krieg darüber, wer die „jungen“ Modelle vorführen dürfe. Und Tränen fließen noch Wochen nachher deshalb, weil die Mannequins der Meinung sind, bloß sie hätten die „alten Kleider“ vorführen müssen, und den andern seien die jugendlichen vergönnt geblieben! Aber abgesehen von solchen dem Publikum verborgenen Zwischenfällen können wir unserer Freude Ausdruck verleihen, daß die St. Galler Stickerie in den heutigen Modeschauen vollauf zur Geltung kommt, und sogar das gestrickte Kleid solche Stickerien als Garnitur aufweist.

Sie und da erlebt man ein pikantes Säckelchen. Unsere Bußfrau hat vernommen, daß eines unserer Familienglieder im Radio etwas produzieren soll. Die gute Seele, die alles mit uns teilt, fühlt sich auch in diesem Falle zu einem kleinen Dienste verpflichtet. „Soll ich“, fragt sie, „nun auch eine Karte oder ein Brieflein schreiben, die Sendung hätte mir gefallen und ich danke dafür? Nämlich bei einem andern Kunden, einem Sänger, muß ich das auch immer machen!“

Und weil wir gerade an öffentlichen Instanzen angelangt sind, so sei die bescheidene Frage erlaubt: Ist es denn wirklich unvermeidlich, schöne Kupferstich- und andere Ansichtskarten auf der Bildseite durch einen Stempel, der irgend ein kommandes Ereignis verkündet, zu verunstalten und für die Sammlung wertlos zu gestalten, und dürfte nicht ein Stempel auf der Adressseite genügen?

Zum Schlusse schweifen unsere Gedanken in weite Fernen, nämlich zum Nordpol, zur befreiten Papanin-Expedition, und zwar zu deren Funker. Auf der einsamen, langsam treibenden